

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Thoma, Albrecht: Das Schild

urn:nbn:de:bsz:31-62042

„Halt, sieh dich vor!“ mahnte mein Freund, „der Schlagbaum ist heruntergelassen!“

„Der Schlagbaum, ja sind wir denn schon am Schlagbaum?“

„Freilich,“ sagte mein Freund lächelnd, „du hast ja bisher geträumt, so daß ich dich nicht zu stören wagte. Solch ein Schlagbaum! Die Menschen stört er im Träumen, die Wagen hält er auf, und — ja, nun will ich dir die Geschichte des alten Chausseewärters erzählen.“

„Heute vor drei Jahren kam ich auch bei diesem Schlagbaum vorbei, munter, ein Buch in der rechten und einen Löwenzahn in der linken Hand.“

„Wie ich beim Chausseehaus vorbeikomme, nicht mir der Alte da drinnen freundlich zu: »Ei, junger Herr, ein schönes Exemplar von Taraxacum officinale.« Verwundert blickte ich auf: »Kennen Sie denn das auch? Es ist übrigens Leontodon taraxacum.«

»Verzeihung, junger Herr, so hieß es früher; die Wissenschaft von heute nennt es Taraxacum officinale und unterscheidet fünfzig Arten!«

„Mein Erstaunen wuchs. Hatte sich hier ein Professor als Chausseewärter verkleidet und machte sich lustig über die Unwissenheit der albernern Städter, die da in der Einbildung leben, die Natur zu kennen, und die doch in Wirklichkeit weniger von ihr verstehen als ein Dorfjunge?“

„Doch ich komme schon wieder von meiner Geschichte ab. Bald war ich mit meinem neuen Bekannten in in einem lebhaften Gespräch vertieft.“

„Ja wissen Sie auch, daß ich beinahe Wundarzt geworden wäre, wenn — — nun, habent sua fata libelli (Bücher haben Schicksale)«, bemerkte er auf lateinisch, »und die Menschen auch!«

„Ich bat ihn, mir seine Geschichte zu erzählen, und folgte ihm ins Wärterhaus. Ins Wärterhaus, sage ich, — nein, in Wirklichkeit war es ein kleines Museum.“

„Sehen Sie, dies war der Anfang meines Studiums,« sagte er und zeigte mir ein kleines Stückerchen Glas, an dem ich mit bestem Willen nichts entdecken konnte.“

„Halten Sie es gegen die Sonne,« sagte er.“

„O wundervoll!«

„Unter zwei Glasstückchen waren zwei winzige kleine Tierchen zu sehen.“

„Das sind — —« und nun nannte er mir einen komplizierten lateinischen Namen.“

„Als ich Hütejunge war,« fuhr er fort, »sah ich Vergnügen daran, die Natur zu beobachten, und wenn nachts alles schlief, schlich ich mich hinaus, die Sterne zu betrachten. Als ich größer wurde, sollte ich Schneider werden, was mein Vater auch gewesen war. Dann wurde ich Soldat, und nun begann die schönste Zeit meines Lebens! Ich bekam Geld in die Hände und konnte mir Bücher kaufen. Ich lernte und lernte; was mir unter die Finger kam, untersuchte ich. Da wurde durch Zufall der Regimentsarzt auf mich aufmerksam und stellte ein

Examen mit mir an. Das Ende war, daß er den Hauptmann bat, mich ins Lazarett zu schicken, — nun war ich Lazarettgehilfe! Ja, das war eine Zeit für mich! Ich hatte Muße zum Lernen und Bücher die Fülle! Es gab kein medizinisches Buch, das ich nicht gelesen hatte, — und wie hatte ich es gelesen! Ich konnte es fast auswendig! Eines Tages nun kommt der Oberarzt, um das Lazarett zu revidieren. Er erkundigt sich nach einzelnen Kranken, und ich gebe ihm in rein wissenschaftlicher Weise Auskunft. Der Oberarzt ist erstaunt: er reißt ab, und nach vier Wochen bekomme ich von dem Lazarettarzt die Mitteilung, daß man mir eine Preisstelle in der Schule für Wundärzte anböte! Hochbeglückt willigte ich ein. O wie groß war mein Glück, — mein Lieblingswunsch sollte in Erfüllung gehen!«

„Der Alte seufzte.“

„Und warum sind Sie's denn nicht geworden?« wagte ich endlich zu fragen.“

„Zwei Wochen darauf starb mein Vater,« antwortete er schlicht, »und hinterließ meine Mutter mit zwei Kindern. Entweder mußte ich meine Mutter ins Armenhaus schicken, oder ich mußte zu ihr, um sie durchzubringen — und da bin ich halt Schneidergehilfe geworden! Nach einigen Tagen starb der Chausseewärter meines Heimatdorfes, und um der innig geliebten Natur näher zu sein, bewarb ich mich um den Posten.« — —

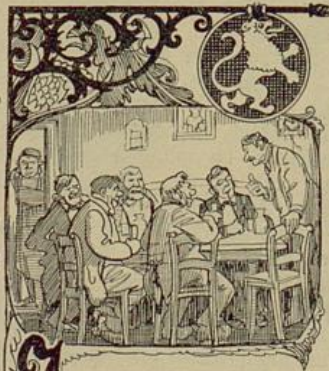
„He, Alter,« erscholl es jetzt von draußen, »laß die Käfer in Frieden.“

Der Alte ging hinaus und nahm einem Kutscher das Chausseegeld ab.“

„Ist der Alte noch drin?“ fragte ich meinen Freund, als er die Geschichte beendet hatte.“

„Vor vier Wochen haben sie ihn zu seiner geliebten Natur gebracht!“

Ich senkte stumm den Kopf — und die Drähterausichten einen Dreiklang, — eine Totenklage für den alten Chausseewärter!



Das Schild.

Von Prof. D.

Albr. Thoma.

Im Löwen zu Dentingen saß eine kleine Gesellschaft im Nebentülein: der Lehrer, der Schmied, der Torhans, der Schwarzbjörg und der lateinisch Schuster, der einmal studieren hat sollen, es aber wieder hat bleiben lassen, die einen sagen: weil's Geld nicht gelangt hat, die andern: die Grüß' im Kopf, und die dritten: weil er das schöne Bärbele hat heiraten wollen, die jetzt längst tot ist.

Da kam noch der Schreiner herein mit einem halb lächelnden, halb nachdenklichen Gesicht. Der Schmied sah ihn an und sagte: „Nun, was hast du denn erlebt, Christoph?“

„Ich hab' über mein Kleines lachen müssen. Das hat von ihrem Dote ein Bilderbuch getrieget mit Löwen und Tigern und anderen Viechern, und die läßt sie sich nun von den Größeren erklären. Wie ich fortgehen will, fragt sie: »wo dehst denn hin?« — »In den Löwen.« Da macht sie ein erschreckt Gesicht und sagt: »Früht er dich nicht?«“

Die Gäste lachten, und als der Löwenwirt gerade den Kopf hereinstreckte, lachten sie noch einmal.

„Aber,“ fuhr der Schreiner fort, „kurios ist's doch, daß man so lacht: ich geh' in den Löwen oder in den Dhsen oder ins Kreuz, da sitzen wir im Löwenrachen und fühlen uns doch recht behaglich, viel besser wie der Prophet Jonas im Walfisch.“

„Oder die Griechen im hölzernen Pferd,“ sagte der gelehrte Schuster. „Die kriegten dort drin auch nichts zu trinken, wie drüben im Köhle.“

„Ja,“ begann der Schmied, „ich hab' mich auch schon oft gewundert, warum die Wirte so abschreckende Angeheuer auf ihre Schilder setzen: die sollten einen doch anziehen. Da lob' ich mir noch die Taube oder das Lamm: die sind hübsch sanft und geben ein saftiges Brätlein. Aber wie ich auf der Wanderschaft war in Straßburg, Basel und Zürich und an den Wirtshäusern hinaufgeguckt, da hab' ich gedacht: Adler? der rupft einen; Schwert? das schneidet einen; Drei Könige? die sehen, ob man Geld im Beutel hat, schenken tun sie einem kein's.“

„Hm,“ machte der Lehrer, „das hat alles seine Urjach.“

„Ja, 's hat alles seine Urjach', 's hat alles seine Gründ', hat der lange Müller gefungen, wie sie ihm sein Mühchen versteigert haben. Können Sie uns auch die Wirtschilder erklären, Herr Lehrer? Sie wissen ja doch sonst alles.“

„Alles nicht, aber manches lernt man heutzutage aus Büchern und in der Schule.“

„Nun also, sei'n Sie so gut.“

„Wenn's Ihnen nicht zu lang wird; 's ist ein bißchen umständlich.“

„Ei was, Zeit hätten wir ja und Sie können einem alles so klar machen.“

„Daran gewöhnt man sich in der Schule. — Nun also, hören Sie. In alten Zeiten waren die Häuser überall zerstreut wie jetzt im Schwarzwald. In der Mitte lag die Kirche. Und weil sie weit her und heim hatten, wollten sie sich auch erquicken.“

„Ja, darum heißt's, wo unser Herrgott eine Kirche hat, da baut der Teufel ein Wirtshaus daneben,“ meinte der Schmied.

„Nun, so schlimm haben's unsere Vorfahren nicht angezehen. Im Gegenteil. Viele haben den Kirchenpatron auch zum Schutzpatron ihres Wirtshauses gemacht oder auch einen andern Heiligen. Also den heiligen Petrus oder Paulus oder einen heiligen Evangelisten, die waren die beliebtesten. Und wenn auch

kein Münster oder ein Kloster dabei stand, so haben die Wirte doch ihre Häuser einem Heiligen geweiht.“

„Die Wirte waren damals fromme Leut,“ sagte der bissige Schwarzjörg, als eben der Löwenwirt einen Schoppen hereintrug.

„Ja, warum haben sie aber denn keinen Heiligen auf ihre Schilder malen lassen, sondern so böses Zieher?“ fragte der Schreiner.

„Ja, wissen Sie denn, wie der heilige Matthäus ausgesehen hat? oder St. Markus oder Lukas?“

„Da hätt' man's eben drunter schreiben sollen!“ rief der lateinische Schuster.

„Ja, wenn die Bauern hätten lesen können.“

„Aha! da hat's gehapert. Aber die Viecher?“

„Nun, Sie wissen doch, was der heilige Markus bei sich hat?“

„Ah so, den Löwen.“

„Und der heilige Johannes den Adler und so fort. Davan kennt man die Apostel, Evangelisten und alle Heiligen. Aber den Heiligen mit seinen Abzeichen zu malen, war zu schwer und zu umständlich. Darum haben die Maler schließlich einfach statt: Matthäus mit dem Engel einfach einen Engel gemalt, statt den Lukas mit dem Dhsen bloß einen Dhsen, statt Paulus: sein Schwert, statt Petrus: den Schlüssel, statt die heiligen drei Könige: ihre drei Kronen oder den Stern.“

„Ach!“ machten die Bauern und die Handwerker. „Guckt einmal an! — das ist ja schön! Jetzt versteht man's.“

„Aber das Lamm und die Taube?“ fragte der Schmied.

„Nun, das bedeutet doch den Johannes Baptista und den heiligen Geist,“ belehrte ihn der Schreiner.

„Aber das Köffel? das Kreuz? der Bären? der Grüne Baum und der Pflug?“ wandte der lateinische Schuster etwas spöttisch ein: er wollte die Wissenschaft des Lehrers in Zweifel ziehen.

Der lächelte und sagte: „Nun dafür sind ja wohl auch noch Heilige aufzutreiben. Es gibt ja viele, mehr als wir kennen. Aber das ist richtig: mit vielen Wirtschildern hatte es eine andere Bewandnis. — Sie haben auch aber noch gar nicht gefragt, warum all diese Zeichen auf Schildern sind und die Wirtshäuser Schilder haben. Ein Schild ist ja doch ein Waffenstück.“

„Ja, das ist wahr,“ meinte der Schmied bedächtig. „Und die Heiligen sind doch fromme Leute gewesen und keine Soldaten. Hat das vielleicht auch so einen besondern Umstand mit den Schildern wie mit den Bildern?“

„Beinahe,“ erklärte der Lehrer. „Der Schild ist ursprünglich eine Waffe und zwar die vorzüglichste und geschäftigste.“

„Darum,“ fiel der gelehrte Schuster ein, „war's auch die größte Schande für einen Griechen, ihn wegzuerwerfen.“

„Auch für einen alten Deutschen. Wie man darum heute die Flinte die Waffe nennt oder das Gewehr, so nannten die Alten den Schild die Waffe oder altdeutsch: das Wappen. Auf seinem Schild aber

malte jeder sein Zeichen, damit er und andere ihn kannten: denn schreiben konnte man noch nicht. So wurde die Waffe, d. h. der Schild, zum Wappen. Wenn sie sich lagerten, so legten sie die Schilde ab und stellten einen Wächter auf."

"Aha, die Schildwache."

"Ja; und wenn die Ritter in die Stadt einkehrten, so hängten sie etwa ihren Schild und Speiß heraus,



damit man wisse, wo sie zur Herberg wären, wie heute einzürst seine Fahne herabhängt, auch mit seinem Wappen drauf. Und als dann auch die Bürger in Wehr und Waffen auftraten, so machten sie's den Rittern nach. Und ihr Zeichen malten sie ans Haus und zwar auch auf einen Schild."

Sie hingen ihren Schild an einem Stief heraus. "Ei, das Hauszeichen,

wie der Torbeck auf seine Säcke ein Tor malt und der Bachandrees einen Leuchsenring."

"Ganz so. Da gab es denn Häuser zum Kreuz, zum Pflug, zum grünen Baum, zum Schneeberg. Ueberhaupt hatte jedes bedeutende Haus sein Bildzeichen. Denn es gab noch keine Hausnummern. Und so sagte man: Der Hans Müller wohnt in der krummen Gasse neben dem goldenen Kreuz, oder des Seppel Meyers Haus ist der rote Löwen. Wenn der Frankfurter seinem Schatz ein Ringlein kaufen wollte, ging er in die Judengasse zum »Dreifuß«; denn der bedeutete einen Goldschmied oder — Schuster. Und brauchte der Bauer Geld und niemand sollte es wissen, so schlich er sich in das Haus, wo ein rot Schild davorhing."

"So, davon hat der Rotschild seinen Namen?" rief der Torhans verwundert.

"Natürlich, und der hiesige Viehhändler Schwarzschild seinen auch. — Am wichtigsten waren für die Leute die Wirtschaften und die Krämerläden, die man früher Apotheken nannte, weil die allerlei Gewürze, Spezereien oder Drogen verkauften. Die Wirtschaften und Apotheken haben darum am längsten ihre Schilder behalten. Später kamen statt der Schilder die Tafeln auf und statt einem gemalten Bild wurde darauf der Name und die Sache geschrieben. Vor hundert Jahren, wo alles Herkömmliche als alt-

modisch und häuslich abgeschafft wurde, da haben auch die Städte ihre Wirtschaften verkauft als altes Eisen, und so ist manches schöne und kunstvolle Schild aus der Stadt auf die Dörfer gewandelt, z. B. auch der „König von Preußen“ aus der Residenz ins Dörflein drunten. Und jetzt kommen die Städte heraus auf die Dörfer und bewundern unsere schönen altertümlichen Schilder und gäben viel Geld darum, wenn sie sie wieder hätten."

"Ja, ja, so geht's," sagte der Schwarzjörg, "wenn man das gute Alte verachtet."

"Drum ist's gut," sagte der Lehrer, "wenn man nicht gleich jede Mode mitmacht und wartet; da wird das Alte wieder neu und das Verachtete wieder angesehen. Ja, das kann man daraus lernen, aus der Geschichte der ehrwürdigen Schilder."

Der Sorge entzogen.

Der berühmte Naturforscher Alexander von Humboldt verkehrte viel im Hause des Bankiers Joseph Mendelssohn, eines Oheims des Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy. Schon in hohem Alter stehend, klagte er einst bei einem kleinen Diner, zu dem ihn Mendelssohn nebst noch einigen Freunden eingeladen hatte, mit berebten Worten, daß ihm von allen Schrecknissen des Lebens das allererschrecklichste bevorstehe: er müsse nämlich umziehen. Das Haus sei verkauft und schon in aller kürzester Zeit müsse er seine Wohnung räumen. Bei der Unzahl von Büchern, die bei diesem Wohnungswechsel durch die Stadt geschleppt werden mußten, wobei das eine oder das andere leicht verloren gehen konnte, war dem greisen Gelehrten ganz ängstlich ums Herz. Aufrichtig wurde er von allen Gästen bedauert. Die Gesellschaft hatte kaum beachtet, daß sich nach kurzer Zeit Mendelssohn entfernt hatte; auch fand man darin nichts Auffälliges, da bei den zahlreichen Geschäften des Hausherrn ihn sehr wohl etwas Wichtiges auf einen Augenblick hätte abrufen können. Als er aber die Mehlspeise, die nach dem Gemüse folgte, dann den Fasanenbraten, ja sogar das verabreichte Eis vorübergehen ließ, ohne wieder zu erscheinen, und so die Gesellschaft sich selber überlassen blieb, geriet man in Sorge, daß dem lebenswürdigen Wirte etwas Unangenehmes widerfahren sein könne. Endlich als der Nachtißch aufgetragen wurde und die Champagnerpfropfen knallten, trat der Hausherr wieder in den Saal und setzte sich ruhig an seinen Platz, indem er nur meinte, es sei draußen eisig kalt, ihn fröre wie einen Schneider. "Was in aller Welt haben Sie aber jetzt auf der Straße zu tun?" fragte Humboldt erstaunt, indem er ihm sein Glas Sekt, um mit ihm anzustoßen, entgegenhielt. So befragt, antwortete Mendelssohn ruhig und trocken: "Sie können wohnen bleiben, ich habe dem Käufer Ihres jetzigen Wohnhauses solches für einige tausend Taler mehr wieder abgekauft." Der Verkauf war richtig abgeschlossen und der große Naturforscher hat denn auch bis zu seinem Lebensende in dem von Mendelssohn erworbenen Hause gewohnt.